

## WAS AMERIKA AUSMACHT. MULTIDISZIPLINÄRE PERSPEKTIVEN

*Philipp Gassert*

Der Gegenstand bedarf eigentlich keiner Begründung: Als führende Weltmacht und eine von zwei Supermächten haben die Vereinigten Staaten von Amerika – diese sind hier durchgängig mit „Amerika“ gemeint – den Verlauf der Geschichte des 20. Jahrhunderts und damit die Geschichte Deutschlands und Europas entscheidend geprägt. Zugleich waren die USA aus europäischer Sicht in den letzten 100 Jahren stets mehr als eine bedeutende militärische und politische Macht: Als paradigmatische Gesellschaft der Moderne standen sie seit dem frühen 20. Jahrhundert im Fokus transatlantischer und europäischer Selbstverständigung.<sup>1</sup> Lange bevor amerikanische Politiker und Soldaten das Schicksal Europas mit zu lenken begannen, war Amerika ein Faktor der europäischen Kultur. Darin steckt eine Ironie: Denn Amerika war anfangs eine Ausgründung, oder wie es ein bedeutender Historiker einmal formulierte: ein „Fragment Europas“; und es hat bis heute viel mit der einstigen europäischen Mutterkultur gemeinsam.

Indes unterschieden sich Neue und Alte Welt von Anfang an. Der Prozess der Abnabelung begann exakt im Augenblick der Gründung der ersten Kolonien. Noch für Generationen sahen sich europäische Siedler in Nordamerika als Engländer, Holländer, Schweden, Deutsche, Schotten, Iren und Franzosen. Doch entfernte sich das koloniale Leben rasch von europäischen Vorbildern. Amerika kannte keinen Erbadel, es war ländlich, wies eine hohe Bevölkerungs- und Siedlungsdynamik auf. Es machten sich afrikanische und indianische Einflüsse bemerkbar, wie umgekehrt die Konfrontation mit diesen „rassisch“ Anderen die europäischen Siedler einer gemeinsamen Identität bewusst werden ließ.<sup>2</sup> Auch war die religiöse und ethnische Vielfalt ohne Beispiel; die räumlichen und natürlichen Gegebenheiten brachten andere Lebensverhältnisse und Kommunikationsweisen hervor. Eine sukzessive Verselbständigung der amerikanischen Kultur gegenüber Europa war das Signum der ersten Jahrhunderte der USA bzw. ihrer kolonialen Vorgänger.<sup>3</sup>

Insofern hat die Frage, was Amerika ausmacht, europäische Beobachter seit je her fasziniert. Der französische Landedelmann Hector St. John de Crèvecoeur nannte 1782 „den Amerikaner“ einen „neuen Menschen“, der alte Bindungen und

- 1 Vgl. Rob Kroes, *French Views of American Modernity: From Text to Subtext*, in: Michael Kazin u. Joseph A. McCartin (Hrsg.), *Americanism: New Perspectives on the History of an Ideal*, Chapel Hill 2006, S. 221–241.
- 2 Jon Butler, *Becoming America. The Revolution before 1776*, Cambridge, Mass. 2000; Peter Silver, *Our Savage Neighbors. How Indian War Transformed Early America*, New York 2007.
- 3 Winfried Fluck, *Kultur*, in: Peter Lösche (Hrsg.) unter Mitarbeit von Anja Ostermann, *Länderbericht USA. Geschichte – Politik – Wirtschaft – Gesellschaft, Kultur*, 5. aktualisierte und neu bearbeitete Aufl. Bonn 2008, S. 712–812.

Vorurteile hinter sich lasse.<sup>4</sup> Mit der Pose des Provinzlers kokettierend – eine im 18. Jahrhundert beliebte Form der Selbststilisierung – begründete er die Tradition des Exzeptionalismus (d. h. der Andersartigkeit) Amerikas.<sup>5</sup> Diese hat sich seither im amerikanischen und europäischen Selbstverständnis tief eingewurzelt. Crèvecoeur stellte europäische *und* amerikanische Fragen: Was passierte, wenn europäische Immigranten in Nordamerika siedelten? Wie wirkten sich religiöse und ethnische Vielfalt aus, wie die natürlichen Bedingungen, wie eine Regierung von Volkes und nicht von Gottes Gnaden? Auch die Enttäuschungen, die der aufgrund der revolutionären Wirren in den 1770er Jahren von seiner Hofstatt im Staat New York vertriebene Crèvecoeur erlebte, sollten im europäischen Amerikabild noch Karriere machen. Für Crèvecoeur war Amerika „anders“ (exzeptionell). Es hob sich in seiner sozialen Wirklichkeit klar vom alten Europa ab.<sup>6</sup>

Ein zweiter französischer Aristokrat, Alexis de Tocqueville, machte in den 1830er Jahren eine andere Rechnung auf. Für ihn war Amerika der Vorläufer, dem andere Länder folgen würden. Tocqueville sah im „amerikanischen Experiment“ ein Modell – womit er einen seit den puritanischen Neugründungen in Massachusetts eingeschliffenen Topos übernahm und die amerikanische Erfahrung tendenziell entgrenzte und globalisierte.<sup>7</sup> Selbstverständlich war sich Tocqueville der enormen Distanz bewusst, die zwischen dem Europa des Bürgerkönigs Louis Philippe und dem Amerika Andrew Jacksons lag. Auch er betonte das Neuartige der demokratischen und marktwirtschaftlichen Doppelrevolutionen, die im frühen 19. Jahrhundert Amerika erfassten. Indes nahm diese gesellschaftliche Umwälzung nur eine generelle Entwicklung vorweg: „Die gleiche Demokratie, die über die amerikanische Gesellschaft herrscht, [schien mir] in Europa sich rasch der Herrschaft zu nähern.“<sup>8</sup> Dieses, von Tocqueville erstmals voll ausformulierte Konvergenz-Modell machte vor allem im 20. Jahrhundert Karriere, als Amerikas politischer, wirtschaftlicher und kultureller Einfluss auf dem Höhepunkt stand. Als das westliche Europa sich nach 1945 unter die Fittiche der amerikanischen Hegemonialmacht begab, hoben europäische und amerikanische Beobachter gern auf innerwestliche Angleichungstendenzen in der Moderne ab.<sup>9</sup>

- 4 J. Hector St. John de Crèvecoeur, *Letters from an American Farmer and Sketches of Eighteenth Century America* (hrsg. von Albert E. Stone), London 1986, S. 69–70.
- 5 Die Exzeptionalismus-Debatte füllt ganze Bibliotheken, jüngst aus deutscher Perspektive: Elisabeth Glaser u. Hermann Wellenreuther (Hrsg.), *Bridging the Atlantic: The Question of American Exceptionalism in Perspective*, New York 2002.
- 6 Zu Alterität im deutschen Amerikadiskurs des späten 18. Jahrhunderts Walter Schmitz, *Nordamerikanisch-deutsche Literaturbeziehungen*, in: Walter Killy (Hrsg.), *Literaturlexikon*, Bd. 14: *Begriffe, Realien, Methoden*, Gütersloh 1993, S. 162–163; Volker Depkat, *Amerikabilder in politischen Diskursen: Deutsche Zeitschriften von 1789 bis 1830*, Stuttgart 1998.
- 7 Vgl. Detlef Junker, *Power and Mission: Was Amerika antreibt*, Freiburg 2003.
- 8 Alexis de Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika* (hrsg. von Jacob P. Mayer), Stuttgart 1985, S. 15.
- 9 Alexander Stephan, *A Special German Case of Cultural Americanization*, in: ders. (Hrsg.), *The Americanization of Europe: Culture, Diplomacy, and Anti-Americanism after 1945*, New York 2006, S. 69–88.

In diesem Sinne waren seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert (elitäre) Amerikastudien und (populäre) Amerikakritik oft Futurologie. Man diskutierte am amerikanischen Beispiel über die liberale Moderne, deren Eckwerte es in Europa noch zu realisieren galt.<sup>10</sup> Oder deren Auswüchse man von Europa fern halten wollte.<sup>11</sup> In der Hochmoderne von etwa 1890 bis 1960 betonten – im Guten wie im Schlechten – europäische Beobachter den modellhaften Charakter der USA. Amerika-Wahrnehmungen folgten mehrheitlich dem Tocquevilleschen Konvergenzmodell, vor allem in den beiden Jahrzehnten nach 1945 als Modernisierung oft synonym mit Anglo-Amerikanisierung verwendet wurde.<sup>12</sup> Erst seit den 1970er Jahren (zum Teil ausgelöst durch Vietnam, Watergate, die Reaganesquen Rekonstruktionsversuche amerikanischer Stärke sowie die neokonservative und neofundamentalistische Wende von Politik und Gesellschaft der USA) haben divergente Ansätze in Europa als Deutungsmodelle wieder Hochkonjunktur. Seit dem 11. September wurde es Mode, Unterschiede zwischen Europa und Amerika hervorzuheben.<sup>13</sup>

Auch in den USA hat sich in den vergangenen Jahrzehnten ein neuer Exzeptionalismus stärker bemerkbar gemacht.<sup>14</sup> Darauf macht in den folgenden Kapiteln insbesondere Knud Krakau aufmerksam. In der spät- oder postmodernen Konstellation, die sich seit den 1970er Jahren in den westlichen Gesellschaften durchzusetzen begann – und für die Amerika sich einmal mehr als Vorreiter erweisen könnte<sup>15</sup> – scheinen in dem atlantischen Spiel des wechselseitigen Vergleichens wenigstens in der öffentlichen Wahrnehmung die Unterschiede zu dominieren. Amerikanische Religionssoziologen wie Peter L. Berger heben etwa auf die europäische Säkulari-

- 10 Ernst Fraenkel, *Amerika im Spiegel des deutschen politischen Denkens*, Köln, Opladen 1959; Frank Trommler, *The Rise and Fall of Americanism in Germany*, in: ders./Joseph McVeigh (Hrsg.), *America and the Germans. An Assessment of a Three-Hundred-Year History*, Bd. 2, Philadelphia 1985, S. 333–342; Detlef J. K. Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt a. M. 1987, S. 178 ff.
- 11 Berndt Ostendorf, *Rechter Antiamerikanismus? Kulturalistische Ausdeutungen der Globalisierungsangst*, in: Frank Trommler u. Elliott Shore (Hrsg.), *Deutsch-amerikanische Begegnungen. Konflikt und Kooperation im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2001, S. 320–341, hier S. 325; Philipp Gassert, *What then is the Anti-American, this new Man? On Power and Culture in the Anti-American Century*, in: Britta Waldschmidt-Nelson, Markus Hünemörder u. Meike Zwingenberger (Hrsg.), *America and Europe: Cultures in Translation*, Heidelberg 2006, S. 119–130; Viktor Otto, *Deutsche Amerika-Bilder: Zu den Intellektuellen-Diskursen um die Moderne 1900–1950*, Stuttgart 2006.
- 12 Vgl. Dean C. Tipps, *Modernization Theory and the Comparative Study of Societies*, in: *Comparative Studies in Society and History* 15, 1973, S. 199–226; Hans-Ulrich Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975, S. 11.
- 13 Jürgen Habermas, *Der gespaltene Westen (Kleine Politische Schriften, X)*, Frankfurt a. M. 2004; Andrei S. Markovits, *Amerika, dich hasst sich's besser. Antiamerikanismus und Antisemitismus in Europa*, Hamburg 2004.
- 14 Amy Kaplan, *The Tenacious Grasp of American Exceptionalism*, in: *Comparative American Studies* 2, 2004, S. 153–159.
- 15 Umberto Eco, *Travels in Hyperreality*, San Diego 1986; Jean Baudrillard, *Amérique*, Paris 1987; Rob Kroes, *American Culture in European Metaphors. The West as Will and Conception*, in: ders., *If You've Seen One, You've Seen the Mall. Europeans and American Mass Culture*, Urbana 1996, S. 1–42, hier S. 40 f. Zur Postmodernisierung vgl. Philipp Gassert, Mark Häberlein u. Michael Wala, *Kleine Geschichte der USA*, Stuttgart 2007, S. 13 und 499 ff.

sierung als Exzeptionalismus ab, während in Amerika (wie in der islamischen Welt) der religiöse Fundamentalismus im Anwachsen begriffen sei.<sup>16</sup> Sehr viel Zuspruch erhielt dieser erneuerte Differenz-Amerikanismus seit dem Irak-Krieg 2003, als eine oft von nur geringer Kenntnis inneramerikanischer Widerstände gegen diesen Krieg getrübbte Amerika-Kritik in Europa älteste Stereotypen wie den angeblichen Konformismus der Amerikaner mit Verve zu artikulieren begann.<sup>17</sup>

Ein grundsätzliches Problem des verallgemeinernden europäischen Amerikadiskurses – in der exzeptionalistischen wie in der Konvergenz-Variante – war und ist ein mangelndes Verständnis für inneramerikanische Ungleichzeitigkeiten und Vielfältigkeiten. Europäische Beobachter wissen oft wenig von der inneren Pluralität und Diversität der amerikanischen Gesellschaft. Dabei müsste die Frage nach dem Umgang mit Differenz im Inneren, die ein Zentralproblem der amerikanischen Geschichte ist, angesichts europäischer Leitkultur-Debatten hierzulande auf fruchtbaren Boden fallen. Dies geben Dorothea Fischer-Hornung und Dieter Schulz zu bedenken. Relativ klar lassen sich euro-amerikanische Unterschiede etwa bei einer vergleichenden Analyse der Wohlfahrtsstaatlichkeit benennen, wie Manfred G. Schmidt in seinem Beitrag über Markt und Staat herausarbeitet. Auf der Ebene der durch Rechtssystem und Verfassung kodifizierten Werte werden amerikanische bzw. deutsche und europäische Standpunkte von einer berufenen Institution (*Supreme Court*, Bundesverfassungsgericht, Europäische Gerichtshöfe) verbindlich definiert. Winfried Brugger zeigt am Beispiel von Hassrede und Gerhard Besier am Beispiel der Religionsfreiheit, dass in den USA individuelle Freiheits- und Abwehrrechte weiter gezogen werden. Doch jenseits staatlicher Strukturen und verfassungsrechtlicher Diskurse, wo es seinerseits in Europa enorme Bandbreiten gibt, greifen viele Aussagen über „typisch amerikanisches“ notwendig kurz.

Die Frage, „was Amerika ausmacht“, ist, wie gesagt, kein rein europäisches Thema, sondern Kern inneramerikanischer Selbstfindungsprozesse. Die Antworten fallen je nach Perspektive des Beobachters in Raum und Zeit unterschiedlich aus. Sie reichen von kulturellen Normierungsversuchen eines standardisierten Amerikanismus, wie etwa in der progressiven Reformbewegung und im Ersten Weltkrieg<sup>18</sup>, bis zur radikalen Ablehnung einer wie auch immer gefügten amerikanischen „Identität“. Danach sei die Koexistenz von Parallelkulturen letztlich das Wesensmerkmal der US-Gesellschaft.<sup>19</sup> Dieser Diskurs ist weder historisch noch gegenwärtig abgeschlossen. Zwar wird es immer wieder empirisch gestützte und verifizierbare Aussagen

16 Peter L. Berger, *Secularization Falsified*, in: *First Things*, Nr. 180, Februar 2008, S. 23–27.

17 Uwe Srp, *Antiamerikanismus in Deutschland: Theoretische und empirische Analysen basierend auf dem Irakkrieg 2003*, Hamburg 2005.

18 Vgl. Dietrich Herrmann, „Be an American!“ Amerikanisierungsbewegung und Theorien zur Einwandererintegration, Frankfurt a. M. 1996; Jörg Nagler, *Nationale Minoritäten im Krieg. „Feindliche Ausländer“ und die amerikanische Heimatfront während des Ersten Weltkrieges*, Hamburg 2000.

19 Donald E. Pease u. Robyn Wiegman (Hrsg.), *The Futures of American Studies*, Durham, London 2002; zur Kritik an der transnationalen Wende der American Studies, die durch die Hintertür den Exzeptionalismus wieder hereinbringe vgl. Winfried Fluck, *Theories of American Culture (and the Transnational Turn in American Studies)*, in: *REAL – Yearbook of Research in English and American Literature* 23, 2007, S. 59–77.

darüber geben, welche Konzepte amerikanischer Identität(en) zu einem bestimmten Zeitpunkt dominierten. In diesem Sinne greifen Dorothea Fischer-Hornung und Dieter Schulz die Grundspannung von „Einheit und Vielfalt“ und „Ideal und Wirklichkeit“ als zentrale Achsen der amerikanischen Selbstverständigung auf. Metaphorische Redeweisen wie der berühmt-berüchtigte Schmelztiegel (*melting pot*) dienten der Definition einer einheitlichen amerikanischen Leitkultur und zugleich der Marginalisierung von Gruppen („unmündigen“ Indianern und Afroamerikanern, süd- und osteuropäischen Einwanderern, Katholiken, Juden usw.). Diesen wurden Segnungen des amerikanischen Traums vorenthalten, wenn sie dem lange dominierenden angelsächsischen protestantischen Ideal nicht entsprachen. Daher werden im Zeichen des Multikulturalismus im inneramerikanischen Identitätsdiskurs in jüngerer Zeit Bilder wie das von der „Salatschüssel“ (*salad bowl*) bevorzugt.

Konfrontiert mit ihren europäischen Wurzeln, betonten amerikanische Intellektuelle seit dem frühen 19. Jahrhundert die Eigenständigkeit der amerikanischen Kultur. Deren Emanzipation von europäischen Vorbildern wurde seit den 1830er Jahren verstärkt eingefordert. Negative Feindbilder waren in dieser Zeit in Bezug auf Europa eher selten.<sup>20</sup> Hier dominierte die positive Variante, nämlich amerikanische Kultur als neuartig, weil der demokratischen Ordnung angemessen und von ihr geprägt, zu definieren. Ralph Waldo Emerson (*The American Scholar*, 1837) und andere schrieben eine demokratische Kultur herbei. Dabei erfassten derartige Tendenzen nicht allein den bereits mehrfach untersuchten literarischen Betrieb, sondern erstreckten sich auf alle Teilgebiete amerikanischer (Hoch)kultur. Komponisten, dies macht der Beitrag von Thomas Schmidt-Beste deutlich, suchten seit dem 19. Jahrhundert einen genuin amerikanischen Musikstil zu entwickeln, der populäre Themen zwar inkorporierte, sich aber dennoch als „seriöse“ Musik im europäischen Sinne verstand. Auch in Bezug auf die philosophische Erkenntnis wurde im 19. Jahrhundert von Transzendentalisten wie Emerson und Thoreau das demokratische Credo hoch gehalten, sei doch der Mensch zur intuitiven Erkenntnis auch ohne Anleitung durch geistige und geistliche Autoritäten fähig.<sup>21</sup> In dieser Tradition demokratischen Philosophierens steht auch der von Andreas Kemmerling hier untersuchte Pragmatismus, der – typisch amerikanisch? – Wahrheit als das definierte, „was uns im Leben weiter bringt“.

Historische Mythen haben bei der Konstruktion amerikanischer Identitäten und bei der Abgrenzung nach außen stets eine wichtige Rolle gespielt. Auf der Suche nach historischen Vorbildern für ihr Gemeinwesen konnten die elitären (und des Lateinischen und Griechischen mächtigen) Gründerväter gar nicht anders, als auf Rom zurück zu gehen, wie Alexander Demandt unterstreicht. Die Herausforderungen einer republikanischen Regierungsform und die Gefährdungen des Imperiums für die Freiheit, wurden am römischen Beispiel diskutiert. Mit Rom habe Amerika das Sendungsbewusstsein geteilt, zugleich wie die antike Großmacht andere Völker assimiliert. Detlef Junker macht die Suche nach einer Identität anhand der in den 1990er

20 Detlef Junker, *The Manichean Trap: American Perceptions of the German Empire, 1871–1945* (GHI Occasional Papers, Nr. 12), Washington, D.C. 1995.

21 Vgl. Dieter Schulz, *Amerikanischer Transzendentalismus. Ralph Waldo Emerson, Henry David Thoreau, Margaret Fuller*, Darmstadt 2002.



Jahren hitziger werdenden Deutungskonflikte um die Geschichte („history wars“) deutlich. Als Instrument der patriotisch-monumentalen, zugleich hegemonialen, sprich anglo-amerikanischen Konsensbildung wurden interessengeleitet Unterschiede verwischt. Aber zugleich entzündet sich an hegemonialen Geschichtsbildern Kritik, wenn Marginalisierte in historischem Unrecht Ansprüche gründen und aus diesem kritischen Impuls heraus historische Forschung betreiben.<sup>22</sup>

Der die europäischen Beobachter ebenso faszinierenden (wie provozierenden) Rolle der USA als Weltmacht gehen drei Beiträge nach: Knud Krakau diskutiert die Verbindung von Exzeptionalismus und aktiver Missionsidee. Diese verschmolz lange vor Wilson unter dem Schlagwort der *Manifest Destiny* zu einer expansiven außenpolitischen Ideologie, deren Opfer nicht zuletzt die Völker südlich der Grenze wurden. Indes übersehen europäische Beobachter oft, dass die expansive Missionsidee im inneramerikanischen Kontext als sozialer Kontrollmechanismus diente.<sup>23</sup> Da Lateinamerika über zwei Jahrhunderte im Fadenkreuz des amerikanischen Imperialismus stand, überrascht es nicht weiter, wie Hartmut Sangmeister betont, dass die Einrichtung einer amerikanischen Freihandelszone in Lateinamerika oft unguete Erinnerungen weckt und auch aus historischen Gründen auf große praktische Schwierigkeiten stößt (während umgekehrt nordamerikanische Verschwörungstheoretiker die NAFTA als Nukleus eines hemisphärischen Superstaates bekämpfen). Schließlich sind die europäisch-amerikanischen Verwerfungen nach dem 11. September nichts völlig Neues, wenn auch der Wegfall der eisernen Klammer des Kalten Krieges die strategischen Gewichte verlagerte. Dennoch „brauchen wir die Amerikaner noch“, wie Beate Neuss plädiert. Beide Seiten sollten sich darauf besinnen, dass die jeweils andere ein „unverzichtbarer Partner“ bei der Bewältigung globaler Probleme vom Umweltschutz bis hin zur Sicherheitspolitik sei.

\*\*\*

Neben der sachlichen Diskussion „amerikanischer Themen“ verfolgt dieser Sammelband ein programmatisches Anliegen. Es soll der multidisziplinäre Ansatz wieder stärker eingebracht werden als dies in den europäischen Amerikastudien lange Zeit üblich war. Als 1953 in Marburg die Deutsche Gesellschaft für Amerikastudien (DGfA) gegründet wurde, sahen die Vertreter und Vertreterinnen der Nachkriegsamerikanistik Amerikastudien als „kooperatives Experiment“ verschiedener Disziplinen (Geschichte, Geographie, Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft, Politische Wissenschaft, Soziologie). Diese sollten ihre spezifischen Fragestellungen und Methoden beibehalten, jedoch bei der Erforschung amerikabezogener Themen eng kooperieren. Der spätere Freiburger Politik-Ordinarius Arnold Bergstraesser plädierte in seinem Marburger Gründungsvortrag, der im ersten Band des *Jahrbuchs für Amerikastudien* an erster Stelle abgedruckt wurde, dass „Bearbeiter auch eines Teilaspektes“ der Amerikastudien mehr Offenheit für Theorien und Methoden

22 Elaine Tyler May, „The Radical Roots of American Studies“: Presidential Address to the American Studies Association, November 9, 1995, in: *American Quarterly* 48/2, 1996, S. 179–200.

23 Anders Stephanson, *Manifest Destiny: American Expansionism and the Empire of Right*, New York 1995.

anderer Disziplinen an den Tag legen sollten. Zugleich lehnte Bergstraesser in seinem Plädoyer für Multidisziplinarität eine regionalwissenschaftliche Synthese der Disziplinen ab.<sup>24</sup>

Dieser kooperative, die Disziplinen nicht transzendierende (daher multidisziplinäre und nicht interdisziplinäre) Ansatz der westdeutschen Nachkriegsamerikanistik hatte eine doppelte Stossrichtung. Einerseits grenzte man sich historisch rückwärtig von einer synthetisierenden Auslandskunde und holistischen Kulturwissenschaft ab, wie sie in der Weimarer Republik und dann vor allem von den NS-Auslandswissenschaftlern zwischen 1933 und 1945 propagiert worden war.<sup>25</sup> Insofern war Bergstraessers Plädoyer Teil einer postfaschistischen Rekonstruktion des überkommenen Fächerkanons, wie er aus dem 19. Jahrhundert an den deutschen Universitäten überliefert war. Andererseits wollte der DGfA-Gründungszykel mit seinem Plädoyer für Amerikastudien als „kooperativem Experiment“ von dem in der Ära Adenauer dominierenden, primär philologischen Verständnis der Länder- und Amerikastudien als Sprach- und Literaturwissenschaft weg. Man näherte sich den in den Vereinigten Staaten zu dieser Zeit stark propagierten *American Studies* und *Area Studies* an.<sup>26</sup> Bergstraesser plädierte für *multidisziplinäre* Amerikaforschung, weil er eine *Integrationswissenschaft* als kulturwissenschaftliche Synthese ablehnte. Doch zugleich stemmte er sich gegen den Methodenkonservatismus der Philologien.

In der Praxis hat sich seit der Wiederaufnahme seriöser Amerikaforschung in Deutschland in den 1950er Jahren die von Bergstraesser und anderen Mitgliedern der DGfA-Gründerkohorte favorisierte inter- bzw. multidisziplinäre Zusammenarbeit nur zeitlich begrenzt und an wenigen Orten bewährt. Anfangs nur in Frankfurt, später vor allem an dem in den 1960er Jahren gegründeten John F. Kennedy-Institut der Freien Universität Berlin, wurde der kooperative Ansatz verfolgt.<sup>27</sup> Im übrigen Westdeutschland, aber auch in der DDR<sup>28</sup>, und daran festhaltend seit 1990 im vereinigten Deutschland, wurden und werden Amerikastudien als Amerikanistik, d. h. als Studium von Sprache und Literatur institutionalisiert, und in dieser Tradition stehend erst in jüngerer Zeit verstärkt als amerikanische Kulturstudien (*cultural*

24 Arnold Bergstraesser, Amerikastudien als Problem der Forschung und Lehre, in: Jahrbuch für Amerikastudien 1, 1956, S. 8–14.

25 Philipp Gassert, Vor der DGfA: Deutsche Amerikaforschung zwischen Erstem Weltkrieg und früher Bundesrepublik, in: Michael Dreyer, Markus Kaim u. Markus Lang (Hrsg.), Amerikaforschung in Deutschland: Themen und Institutionen der Politikwissenschaft nach 1945, Stuttgart 2004, S. 15–39; Sabine Sielke, Theorizing American Studies: German Interventions into an Ongoing Debate, in: Amerikastudien/American Studies 50.1/2, 2005, S. 53–98, hier S. 61.

26 Robert E. Spiller, Value and Method in American Studies: The Literary Versus the Social Approach, in: Jahrbuch für Amerikastudien 4, 1959, S. 11–24; Olaf Hansen, American Studies: Zur Theorie und Geschichte der Disziplin, in: Jahrbuch für Amerikastudien 18, 1973, S. 130–172.

27 Vgl. Hans Galinsky, American Studies in Germany, in: Marshall W. Fishwick (Hrsg.), American Studies in Transition, Philadelphia 1964, S. 232–252, hier S. 236 f.

28 Zu den American Studies in der DDR vgl. Reiner Schnoor (Hrsg.), Amerikanistik in der DDR. Geschichte – Analysen – Zeitzeugenberichte, Berlin 1999.

*studies*) neu definiert. Diese haben sich in ihren Fragestellungen und ihrer Methodologie modernisiert, führen jedoch eine textzentrierte philologische Tradition fort.<sup>29</sup> Noch 1964 beobachtete Hans Galinsky, der zu den deutschen Nachkriegsamerikanisten der zweiten Generation gehörte, dass nirgendwo in der Bundesrepublik Amerikastudien im Sinne der in den USA gängigen Definition der *American Studies* als ganzheitliche Kulturwissenschaft betrieben werde. Doch hielt er die Möglichkeiten des von Bergstraesser geforderten multidisziplinären, kooperativen Ansatzes für begrenzt, weil die von universalen Kulturbegriffen geprägte deutsche Philologie eine Abneigung gegen das Studium national definierter Kulturen hege.<sup>30</sup> Dies ist in der Zwischenzeit in den deutschen *American Studies* längst nicht mehr der Fall. Doch hat dieser besondere deutsche Universalismus paradoxerweise in nichtphilologischen Disziplinen wie der Geschichtswissenschaft zur Marginalisierung nicht-deutscher (einschließlich amerikanischer) Themen geführt.<sup>31</sup>

Zu diesen tief eingewurzelten akademischen Traditionen kommen die Beharrungskräfte der Institutionen hinzu, weil das Lehrstuhlssystem eine dynamische Entwicklung der deutschen Universitäten lange bremste. Auch praktische gesellschaftliche Erfordernisse etwa der Lehrerausbildung an den Universitäten, die Rücksicht auf die Lehrpläne an höheren Schulen zu nehmen haben, haben zur Marginalisierung amerikanischer Themen außerhalb des Englisch-Unterrichts geführt, während letzterer seit den 1970er Jahren das amerikanische und britische Englisch gleichberechtigt nebeneinandergestellt hat. Nicht-deutsche Themen haben es in der Geschichtswissenschaft schwer, obwohl globale und europäische Geschichte in den Theorie-Debatten der Historiker und Historikerinnen gegenwärtig Hochkonjunktur haben.<sup>32</sup> Systematische Sozialwissenschaften wie Soziologie und Politikwissenschaft sind dagegen von vorneherein nicht auf eine spezielle Regionalexpertise angelegt. Zugleich werden auch nach dem *cultural turn* Spezialisten für die Kultur und Literatur der USA in der philologischen, textorientierten Tradition ausgebildet. Kontextorientierte Vertreterinnen der Geschichte und der Sozialwissenschaften blieben deshalb bei entsprechenden Stellenbesetzungen Außenseiter.

Trotz der in Drittmittelanträgen und Exzellenzinitiativen verlangten und in Antragstexten ostentativ proliferierenden Interdisziplinarität stößt die Überwindung

29 Grabbe, 50 Jahre DGfA, S. 172; die Gründe dafür liegen in der Entwicklung der Literaturgeschichte. Diese verstand sich seit dem 19. Jahrhundert mit der Linguistik als Teilgebiet der Sprachwissenschaften und nicht der historischen Wissenschaften, vgl. Thomas Finkenstaedt, *Kleine Geschichte der Anglistik in Deutschland*, Darmstadt 1983.

30 Galinsky, *American Studies*, S. 243.

31 Dazu Reinhard R. Doerries, *The Unknown Republic: American History at German Universities*, in: *Amerikastudien/American Studies* 50.1/2, 2005, S. 99–126; Philipp Gassert, *The Study of U.S. History in Germany*, in: Silvia Horton u. Kees van Minnen (Hrsg.), *Teaching and Studying U.S. History in Europe: Past, Present, and Future*, Amsterdam 2007, S. 117–132.

32 Wilfried Loth u. Jürgen Osterhammel (Hrsg.), *Internationale Geschichte. Themen, Ergebnisse, Aussichten*, München 2000; Eckhardt Fuchs u. Benedikt Stuchtey (Hrsg.), *Across Cultural Borders: Historiography in Global Perspective*, Lanham, MD 2002; Jessica Gienow-Hecht u. Frank Schumacher (Hrsg.), *Culture and International Relations*, New York 2003; Eckart Conze, Ulrich Lappenküper, Guido Müller (Hrsg.), *Geschichte der internationalen Beziehungen. Erneuerung und Erweiterung einer historischen Disziplin*, Köln/Weimar/Wien 2004.



von Fächergrenzen auf erhebliche forschungspraktische Schwierigkeiten. Interdisziplinarität, die ja zunächst einmal nur ein Gespräch über Disziplingrenzen hinweg ist, muss einerseits den daher nicht notwendig berechtigten Vorwurf des Dilettantismus und mangelnder wissenschaftlicher Solidität entkräften. Andererseits fällt schon innerhalb der etablierten Disziplingrenzen angesichts der Explosion der Ansätze, Themen und Perspektiven eine *innerdisziplinäre* Syntheseleistung schwer. Hier sehen sich die kleineren Fächer innerhalb der Amerikanistik (wie die Politologie und die Geschichtswissenschaft) mit der doppelten Herausforderung konfrontiert, das Gespräch innerhalb ihrer Disziplin zu pflegen und zugleich über Disziplingrenzen hinweg innerhalb der Amerikastudien zu kooperieren. So wurde in der westdeutschen Nachkriegsamerikanistik der in den USA favorisierte Ansatz nie dominant. Wie es Hans-Jürgen Grabbe in einem Überblick über 50 Jahre DGfA prägnant formulierte: „Die grundsätzliche Skepsis in der Methodenfrage ist aber geblieben.“<sup>33</sup>

Wie der Politikwissenschaftler und Mitbegründer des Berliner John F. Kennedy-Instituts Ernst Fraenkel einst in Anlehnung an Bergstraesser meinte, wird es auch in Zukunft darum gehen müssen, „interfakultativ“ zu kooperieren.<sup>34</sup> In dieser Tradition von Bergstraesser und Fraenkel sieht sich das Heidelberger Amerikazentrum. In Heidelberg soll Multidisziplinarität, d. h. ein Ansatz, der die Methodik der jeweiligen Disziplin intakt lässt, in der fächerübergreifenden Kooperation zu einer wechselseitigen Befruchtung in der Auswahl von Fragestellungen und Themen führen. Unter dem Dach des Heidelberg Center for American Studies (HCA) findet sich Amerikaforschung im Sinne einer themenbezogenen Kooperation zusammen, ohne dass hier einer interdisziplinären Kulturwissenschaft bzw. Integrationswissenschaft nach dem Vorbild der alten Auslandswissenschaften oder der parallelen *American Studies* das Wort geredet würde. Kurz: Gemeinsame Themen bringen die Amerikastudien in konkreten Projekten zusammen. Der vorliegende Band vermittelt einen Eindruck davon.<sup>35</sup>

33 Grabbe, 50 Jahre, S. 170.

34 Ernst Fraenkel: Arnold Bergstraesser, 14. Juli 1896–24. Februar 1964, in: Jahrbuch für Amerikastudien 10, 1965, S. 13.

35 Siehe dazu auch die Jahresberichte des HCA, in: <http://www/hca.uni-heidelberg.de/ueberuns/index.html>.